

(Nachdruck verboten.)

23]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Die Gewandtheit, mit der der Stierzüchter das Wagnis ausführte, rief hinter den Palisaden einen Beifallssturm hervor. Die Alten hoch! Niemand wußte mit den Stieren umzugehen, wie der Marquis. Er behandelte sie, wie wenn es sich um seine eigenen Kinder gehandelt hätte, er begleitete sie von ihrer Geburt an bis zu ihrem letzten Gang, als wären sie Helden, die das beste Los verdienen.

Verschiedene andere Reiter wollten heransprengen und sich den Beifall der Menge erobern, aber de Maroima erhob Einspruch dagegen und gab seiner Richte den Vorzug. Da sie ja doch gesonnen war, ein Wagnisstück auszuführen, so sei es besser, sie sofort ans Werk gehen zu lassen, bevor die Tiere durch die fortwährenden Verfolgungen wilder würden.

Donna Sol spornete ihr Pferd, das durch die Gegenwart der Stiere beängstigt sich in einem Fort bäumte. Der Marquis wünschte sie auf ihrem Ritt zu begleiten, sie schlug es aber aus und zog Gallardo, weil er ein Stiersechter war, vor. Wo aber steckte Gallardo? Der Matador, über seine Unbeholfenheit immer noch beschämt, begab sich an die Seite der Dame, ohne ein Wort zu sagen.

Beide sprengten im Galopp an die dichte Schar der Stiere heran. Das Pferd der Reiterin hob sich zu wiederholten Malen auf die Hinterfüße, den Leib fast senkrecht aufgerichtet, aber die geschickte Amazone zwang es immer wieder, weiter vorzurücken. Gallardo schwenkte seine Lanze und stieß Schreie aus, die ein wirkliches Stiergebrüll waren, wie er es in der Arena tat, wenn er die Tiere zum Angriff reizen wollte.

Er brauchte keine großen Anstrengungen zu machen, damit ein Tier sich von den übrigen absonderte.

Es war von weißer Farbe mit zimtbraunen Flecken, riesigem, herabhängendem Hals und auf das feinste zugespitzten Hörnern. Es trabte dem Hintergrunde der Einfriedigung zu, als ob ein gewisses Etwas unwiderstehlich dorthin gezogen hätte. Donna Sol galoppierte hinter ihm drein, gefolgt vom Matador.

„Aufgepaßt, Sennora!“ schrie Gallardo. „Es ist ein alter Stier, mit dem ist nicht zu spaßen! . . . Haben Sie Acht, daß er nicht umkehrt.“

Richtig so kam es. Als Donna Sol dasselbe Kunststück wie ihr Onkel ausführen wollte, und das Pferd auf die Seite lenkte, um die Lanze in die Schwanzwurzel der Bestie zu bohren, machte der Stier, die Gefahr witternd, plötzlich Kehrt und stellte sich drohend seinen Verfolgern. Das Pferd flog vor dem Tiere vorbei, ohne daß Donna Sol es in seiner Geschwindigkeit aufhalten konnte, und die verfolgte Bestie, die nun die Rolle des Verfolgers übernahm, hinter ihm drein.

Die Dame dachte nicht daran zu fliehen. Viele Tausende von Zuschauern folgten ihr mit den Blicken; sie fürchtete den Spott der Freundinnen und das Mitleid der Männer, hielt den Lauf ihres Pferdes an und bot dem Stier die Stirn. Die Lanze im Arm, wie ein Picador, hielt sie fest stand, und bohrte sie in den Hals des Tieres, das brüllend mit gesenkten Hörnern herankam. Ein Strom hervorquellenden Blutes rötete den riesigen Bug des Ungetüms, das in seiner zunehmenden Verfolgungswut nicht fühlte, daß die Wunde immer größer wurde, bis es schließlich die Hörner dem Pferde von unten in den Leib stieß, es schüttelte und sein ganzes Gewicht vom Boden aufhob.

Die Reiterin wurde vom Pferde geworfen, und ein gellender Schrei der Erregung aus der Brust vieler Hunderte ertönte von fern. Das von den Hörnern freigewordene Pferd sprang mit blutbefleckter Brust und zerrissenem Bauchriemen wie toll umher, den losgeschallten Sattel auf seinem Rücken hin- und herwerfend.

Der Stier machte sich daran, es weiter zu verfolgen, aber etwas anderes erregte in nächster Nähe seine Aufmerksamkeit.

Es war Donna Sol, die, stat: unbeweglich am Boden liegen zu bleiben, sich soeben wieder aufgerichtet hatte, ihre Lanze aufhob und mutig wieder unter den Arm nahm, um die Bestie aufs Neue herauszufordern: ein wahnsinniges Beginnen, mit Rücksicht auf die Zuschauer, ein tödlicher Zweikampf, unternommen, um der Lächerlichkeit zu entgehen.

Kein Ausruf wurde mehr hinter der Einzäunung vernommen. Die Menge verhielt sich regungslos, in schrecklichem Schweigen. Alle Reiter sprengten in gestrecktem Galopp heran, aber die Hilfe schien zu spät zu kommen. Der Stier scharfte mit den Vorderfüßen den Boden und senkte den Kopf, um die kühne, kleine Gestalt, die ihn mit der Lanze bedrohte, anzugreifen. Ein einfacher Hornstoß, und sie war weggejagt.

In demselben Augenblick jedoch lenkte ein wildes Gebrüll die Aufmerksamkeit des Stieres ab und ein roter Gegenstand glitt vor seinen Blick vorüber wie eine Feuerflamme.

Es war Gallardo, der von seinem Pferd gesprungen war, die Lanze weggeworfen und die kurze Fackel, die auf dem Sattelsknopf lag, ergriffen hatte.

„Heran. . . Nur heran!“

Der Stier drang vor und sprang nach dem roten Lappen, von diesem seiner würdigen Gegner angezogen, indem er von der Gestalt im schwarzen Reitkleid abließ, die im Anblick der Gefahr regungslos, die Lanze unterm Arm, immer noch da stand.

„Fürchten Sie nichts, Donna Sol; jetzt hat er es mit mir zu tun,“ schrie der Stiersechter noch bleich vor Erregung, aber lächelnd im Vertrauen auf seine Gewandtheit.

Mit der Fackel als einzigem Kampfmittel hielt er den Stier in Schach und entfernte ihn von der Dame, wobei er seinen wütenden Anfällen durch graziöse Seitensprünge entging.

Die Zuschauer vergaßen den empfundenen Schrecken und fingen an, stürmischen Beifall zu zollen. Was sie für ein Glück hatten! Sie waren zu einem einfachen Treiben hergekommen und fanden ein förmliches Stiergefecht vor; sie sahen obendrein umsonst den Gallardo auftreten.

Der Matador, angefeuert von der Wucht des vorwärtstürmenden Tieres, vergaß Donna Sol und die übrigen. Wütend sprang der Stier von einer Seite zu andern, als er sah, wie sein Gegner unterwundet seinen Hörnern entschlüpfte, und er stürzte immer von neuem auf ihn los, um immer wieder nur die flatternde rote Fackel zu treffen.

Endlich überkam ihn Müdigkeit, und mit schaumbedecktem Maul, gesenktem Nacken und zitternden Beinen stand er unbeweglich da. Gallardo benutzte diesen Augenblick, wo das Tier erschöpft und überwältigt war, nahm seinen Hut ab und schmückte damit den Kopf des Stieres. Ein ungeheurer Ausbruch hinter der Einzäunung belohnte dieses Travourstück.

Hinter dem Rücken Gallardos ertönten Zurufe, läuteten die Ruhglocken der zahmen Stiere, die, von den Aufsehern geführt, die Bestie von allen Seiten umringten, um sie schließlich langsam mit sich fortzuziehen.

Gallardo suchte sein Pferd wieder auf, das, an die Nähe der Stiere gewöhnt, sich nicht von der Stelle gerührt hatte. Er hob seine Lanze auf, schwang sich in den Sattel und ritt in leichtem Trab nach der Einfriedigung. Sein langsames Vorrücken verlängerte den lauten Beifall der Menge.

Die Reiter, die Donna Sol zurückgeführt hatten, zollten dem Matador ihre lebhafteste Bewunderung. Der Veranstalter zwinkerte ihm mit den Augen zu und sagte ihm im geheimen:

„Zunge, Du bist nicht faul gewesen. Famos, ausgezeichnet! Ich sage Dir, Du hast sie erobert.“

Außerhalb der Palisaden, in einem Landauer der Töchter des Marquis befand sich Donna Sol. Ihre Cousinen umgaben sie mit angstvollen Blicken und befühlten sie, um die durch den Sturz möglicherweise entstandenen Verletzungen aufzufinden. Sie reichten ihr mit Manzanillawein gefüllte Gläser, um ihr den Schrecken auszutreiben, und sie nahm lächelnd, mit einem Ausdruck der Ueberlegenheit, diese Aeußerungen weiblicher Gefühle entgegen.

Beim Anblick Gallardos, der zu Pferde die Reihen der

hüte schwankenden Menge durchbrach, nahm die Geisterlichkeit ihres Gesichtsausdrucks zu.

„Kommt nur heran, waderer Kämpfer, wader wie der Eid, und reicht mir Eure Hand.“

Und wiederum schüttelten sie sich die Hände, mit einem Druck, der lange anhielt.

In der Wohnung des Matadors wurde, als die Nacht kam, nur über diesen Vorfall gesprochen. Die Sennora Augustias zeigte sich befriedigt, wie nach einem großen Stiergefecht. Ihr Sohn der Ketter einer jener Damen, zu denen sie, durch lange Dienstjahre an Unterwürfigkeit gewöhnt, mit Bewunderung aufblickte. . . . Carmen, die nicht wußte, was sie von der Sache denken sollte, hüllte sich in Schweigen. Einige Tage vergingen, ohne daß Gallardo Neues von Donna Sol zu hören bekam. Der Verwalter war von der Stadt abwesend, er befand sich mit Bekannten aus dem Fünfundvierziger Klub auf einem Jagdausflug. Eines Abends suchte ihn Don José in einem Kaffeehaus der Stierpeststraße, das ein Sammelplatz von Aficionados war. Er war zwei Stunden vorher von der Jagd zurückgekehrt und hatte zu Hause ein gewisses Schriftstück vorgefunden, auf das hin er sich unverzüglich zu Donna Sol zu begeben hatte.

„Mein Gott, Mensch, Du bist ungeschlachtet als ein Bär!“ sagte der Verwalter, den Matador auf die Straße hinaus schiebend. „Sie hat Deinen Besuch erwartet und ist alle Nachmittage zu Hause geblieben. So etwas tut man nicht. Nachdem Du ihr vorgestellt worden bist und nach allem Vorgefallenen bist Du ihr einen Besuch schuldig, wäre es auch nur, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.“

Der Matador blieb stehen und kratzte sich den Kopf.

„Ich . . .“ murmelte er unentschlossen, „ich . . . ich schäme mich. Jetzt hab' ich's heraus. Jawohl, ich schäme mich. Sie wissen, Don José, daß ich sonst kein Tropf bin und die Weiber zu behandeln weiß. Aber mit dieser da hat es seine Verwandtnis. Die ist mir zu geschickt, und wenn ich sie sehe, muß ich mir sagen, daß ich ein Esel bin, und stehe da und halte mein Maul, und wenn ich es austue, kommt nichts als dummes Zeug heraus. Ne, daraus wird nichts, Don José . . . Ich gehe nicht hin, ich kann nicht.“

Der Verwalter verzweifelte trotzdem nicht, ihn schließlich überzeugen zu können und brachte ihn in die Nähe der Wohnung von Donna Sol, indem er ihm seine neuliche Unterredung mit ihr erzählte. Sie fühlte sich durch die Unterlassung Gallardos etwas beleidigt. Die beste Gesellschaft von Sevilla war nach dem Unfall von Tablada bei ihr gewesen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, nur er nicht.

„Du weißt, daß ein Stierfechter mit Leuten von Stand auf gutem Fuße stehen soll. Man muß Formen haben und beweisen können, daß man kein Hungerleider von der Straße ist. Eine so hochstehende Frau, die Dich auszeichnet und Dich erwartet! . . . Na komm, ich begleite Dich.“

„Ach, wenn Sie mitkommen! . . .“ sagte Gallardo aufatmend, als ob er von einer großen Angst befreit worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Briefe.

Verona.

Mit dem immer heißer werdenden Frühling zogen in den Dörfern am Gardasee die Kesselflicker und die Storflechter ein. Als ich Abschied nahm von den Dörfern, hockten in Borsellino die dunkeln Gestalten der fahrenden Handwerker um Feuergruben, die sie mitten in der Straße gegraben hatten und verzintten den Vordolmchern ihr über den Winter schadhast gewordenen Kupfergeräte; oder sie flochten in alte hochbeinige Stühle neue Sipe aus grüngefärbten Winsen. Der „signore tedesco“ (der „deutsche Herr“) war in den drei Wochen heimisch geworden und bekam aus mehr als einem Fenster noch einen letzten Gruß aus schwarzen Augen. Bei dem freundlichen Apotheker, der zur Erhöhung seiner Einnahmen einen feingebrauten Rocco mit kleinen Lederbissen verkauft und dazu seine Kunden über das Neueste aus der Welt unterrichtet, trank ich den letzten schwarzen Kaffee, nicht ohne zahllose „complimenti“ und gute Wünsche auf den Weg zu bekommen. An dem kleinen Bahnhof stand Andrea, der Hausknecht, ein biederer Toscaner, mit dem ich oft ganze Nachmittage in einer alten Carozza längs der wunderbaren Gestade gefahren war zu ganzen fünfzig Centesimi die Stunde. Jetzt brachte er mit meinen Koffer und machte ein trauriges Gesicht dazu und ich machte auch eins. Und als ich, der einzige Passagier, in des Wägnchens einstieg, das von Garda nach Verona fährt, da schüttelte ein altes dickes Weiblein mit pfirsichroten Wangen bedenklich das Haupt über so einen verwegenen Weltreisenden, wie ich einer war.

Vor einhundertdreißig Jahren konnte Goethe schreiben: „Ich fühle wohl die Verwegenheit, unvorbereitet und unbegleitet in dieses Land zu gehen. . . . Aber wenn sie mich auf Trions Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.“

Heute wird man nicht auf Trions Rad geschleppt, sondern fährt außerordentlich bequem auf besseren und rascheren Rädern, und ich hatte gar keine Sehnsucht danach, den Weg vom Gardasee nach Verona so zu machen, wie damalig der große Italienreisende aus Weimar. Er lud in Bardolino sein Gepäck auf ein Maultier und sich selbst auf ein anderes“ und ritt über den kolossalen Kieselstamm, der die Etsch von dem See scheidet und den jetzt das Bähnchen einfach in einer Schleife umgeht, um von dem Kamm des großen Moränenhügels herab endlich zum ersten Male das gelobte und geliebte Land zu sehen. Es findet sich in der „Italienischen Reise“ über diesen ersten Eindruck folgende Tagebuchnotiz: „Nun aber kam die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beim Herabsteigen überfiehet, durch Worte nicht ausgedrückt werden; es ist ein Garten meilenlang und breit, der am Fuße hoher Gebirge und schroffer Felsen ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt.“

Ja, ein Garten meilenlang und breit! Als ich in kaum zwei Stunden den Weg durchfuhr, zu dem Goethe acht Stunden brauchte, glühten die schroffen Felsenwände rot und gelb in der Sonne. Blaue Wolkenschatten eilten über die grünen Hügel, von denen helle Dörfer mit schlanken weißen Glockentürmen herabgrüßten, und überall lag ein Glanz von Fruchtbarkeit, Größe und Anmut über der Erde, als ob dieses Stüd Land bei der Verwünschung des Paradieses vergessen worden wäre.

Langsam sank der Abend herab, als der kleine Zug sich Verona näherte. Ein purpurner Goldstaub durchflimmerte die Luft, so daß die alte, an den Hügelketten der Etsch hinaufgebaute Staligerstadt aussah wie ein Bild aus einem verzauberten Reich; aus Perlen schienen seine Häuser und Paläste gebaut und wie grüne schmale Flammen loderten die Zapfen des Giardino (Garten) Giusti gegen den verblassenden Himmel; die Festungsmauern liefen wie eine schwere mächtige Fassung eines reichen Juwelenstücks um die ganze Stadt und das alte Kastell St. Pietro flammte wie ein düsterer Edelstein in diesem Riesengeheude. Hinter der Stadt erhoben sich die Berge des Etschials mit ihren grandiosen Linien und darüber her leuchteten aus vertäumelten Felsen die weißen Firnen der Alpen. Und als es nächtigte und alle Einzelheiten sich verloren, da lag Verona wie ein ungeheurer dunkler, mit Juwelen bestücker Prunkteppich da, der sich über steilen Stufen herabsenkte in die toskanische Ebene.

So ganz über alle Maßen herrlich ist die Lage der alten Staligerstadt, die mir die liebste wurde von allen Städten, die ich in meinen Lebensjahren gesehen.

Es war schon Nacht, als ich zum zweiten Male durch die Porta vesca in die Stadt einzog, den hellerleuchteten Corso hinauf, der so breit ist, daß ein Bataillon Soldaten leicht in einer Linie darauf marschieren könnte, und den eine spazierende, plaudernde Menschenmenge füllte. Die Blätter der großen Palmen vor dem Rathaus wiegten sich in einem milden Nachtwind und durch die kolossalen Bogengänge der äußeren Umfassungsmauer des römischen Amphitheatres schien hinter dorübereilenden Wolkeln hervor der Mond.

Und dann tat ich in einem fremden Bett im fremden Land nach einem glücklichen Tag einen glücklichen Schlaf, gerade als ob ich daheim wäre.

Die Woche darauf vermag ich nicht zu beschreiben, so frei und froh und heiter verlief sie. Es war, als ob mich ein guter Geist geleitet hätte und dazu wurden mir so sonnige, lichtgefüllte Tage beschert, daß es dem farbigen Leben der Gegenwart und durch das tägliche Augenbad an herrlichen Bildern der alten Veroneser Meister meine Seele wieder einmal ganz entfaßt wurde.

Mein Ruheplatz von all den Besuchen bei den alten Malern, Bildhauern und Architekten war ein Kaffee an der Piazza Erbe (Gemüesmarkt). Dort ließ es sich ohne Gewissensbisse stundenlang sitzen und dem Leben zusehen, das sich wie auf einer großen Bühne hier vor einem abspielt.

Die Piazza Erbe ist, wenn auch künstlerisch kein wohlgestimmter und stilvoller, so doch ein ungemein malerischer Platz. Leute, die mehr gereift sind als ich, fogen, der malerischste aller Plätze in Italien. Ein großes Rechteck, umschlossen von alten Palästen, an denen leider die Besitzer in den verschiedenen Jahrhunderten im Stile gerade ihres Jahrhunderts herumgeputzt haben, bietet sich dem Auge hier. Da überdecken käfigartige Vorbauten die herrlichen Fresken der ursprünglichen Fassade, und ein Kaufladenschild steckt zwischen den Schlangensleibern eines kämpfenden Laoloon; dort sieht ein barocker Oberbau über einem wunderbaren unteren Renaissance-Stadwerk. Schlecht restaurierte, tiefrot gestrichene Säulenhallen tragen alte, zinnenüberkrönte Waffensteinfassaden aus dem frühesten Mittelalter. Kurz, schon die Umrahmung des Platzes ist ein kunsthistorischer Rumpelmarkt ersten Ranges. In den unteren Erdgeschossen der alten Palazzi sitzen die Drogisten, Friseur, Tuchhändler und Weinverkäufer in ewig geschäftigem Nichtstun. Die Mitte des Platzes zieren aber zwei uralte Denkmale von sehr verschiedenem Sinne, die Madonna von Verona und der Gerichtsstuhl.

Die Madonna von Verona ist eine antike von leichtem Gewand umflossene weibliche Statue mit einem Gesicht, das mit versteineter Leidenschaftslosigkeit in all das Treiben um sie her hineinblickt.

Dieser Kopf sowie die Arme sind im elften Jahrhundert an den wunderbaren Körper angefügt worden und dann kam die Frömmigkeit des fünfzehnten Jahrhunderts, setzte ihr eine spitzköpfige vergoldete Krone auf und ernannte sie zur „Madonna von Verona“. Weniger tragi-komisch ist der Nachbar dieser seltsamen Madonna, der Gerichtsstuhl. Unter seinem Dach mit den vier viereckigen Marmorssäulen sah zu Ende des Römerrreichs der Prätor und hielt Gericht. Aber in der Zeit der Gewaltthaber im elften Jahrhundert wurde eine schwere Kette mit einer furchtbaren Handschelle an eine der Säulen geschmiegelt und daran wurden die zum Tode verurteilten Staatsverbrecher der graufigen Reueigebde des Volkes am Tag vor ihrer Hinrichtung ausgestellt.

Um diese zwei Zeugen zweitausendjährigen Veroneser Lebens gruppieren sich heute in buntem Durcheinander die Blumenverkäuferinnen mit ihren riesigen, hochroten Sonnenschirmen, die Fleischer mit ihren Ständen, die Gemüse- und Geflügelhändler, und vor allem die Vogelshändler mit ihren Hunderten kleiner, gefangener Sänger in engen Käfigen. Um die kleinen, ängstlichen Tiere stehen wie Kinder stundenlang Frauen und Männer und freuen sich an dem bunten Gefieder. Man muß dieses kindisch-rohe Schauspiel gesehen haben, um einen der lebenswürdigsten Menschen und Dichter aus der italienischen Heiligengeschichte, den Franziskus von Assisi zu verstehen, dessen Lieblingsvergnügen es war, mit erbetteltem Geld so viele dieser kleinen Vögel zu kaufen, als er konnte, sie zu füttern und ihnen dann auf dem Feld die Freiheit wiederzugeben.

Aber es wird heiß vor dem Restaurant der Piazza Erbe, die Zitronen- und die Eisverkäufer kommen und schreien und schreien, daß mir Hören und Sehen vergeht und ich mich wieder rette in die kühlen stillen Hallen der romanischen Dome, in denen die Schätze der Veroneser Malerschule hängen. Das sind die Meister, von denen Goethe in seinen Aufzeichnungen von Verona sagt, daß „wenn man diesem Sternenhimmel näher tritt, auch die Sterne zweiter und dritter Größe zu flimmern anfangen als zum ganzen Sternbild gehörend.“ Einen davon hab ich besonders lieb gewonnen, den Girolamo. Er war am Gardasee zu Hause und überall hinter seinen Madonnen schauen stille seine Landschaften heraus, die ich kenne. Und seine Madonnen selbst sehen mich mit Heimatsaugen an.

Eines erschien mir merkwürdig. Für die vornehmste Zeit der veronesischen Baukunst, die romanische Epoche unter der Herrschaft der Skaligerfürsten, hat Goethe offenbar keinen Sinn gehabt. Er sagt kein Wort darüber, obwohl er ja, um die Bilder zu sehen, in alle diese Dome von geschlossener Wucht und Einfachheit hinein mußte. Sein Sinn sah eben vorbei an diesen großen Zeugnissen schwerblütiger, massiger Kunst. Sein Geist floh in Italien entweder zurück in das heitere Altertum oder in die freudige Welt der Renaissance.

Und doch ist Verona ohne die düstere Größe, welche ihm alles Bauwerk, das kriegerische wie das kirchliche aus der romanischen Zeit gibt, ohne die mächtigen Steinbrüden über die Etzsch, die massigen viereckigen Festen, ohne die kühnen mit Zinnen überkrönten Warttürme aus der Zeit der Geschlechterkämpfe, wo jedes Haus eine Festung war, nicht denkbar. Seit zwei und einem halben Jahrtausend hat die Kriegsfurie, wo sie auch losbrach, zwischen den Alpen und der Tiber, immer zuerst nach Verona mit ihren Ställen geschlagen. Nie hat diese Stadt eine wirkliche Glanzzeit wie andere Städte gehabt und ist trotzdem dabei immer stark und schön geblieben, wie eine trotzig Frau, die ihre Schicksale mit Stolz trägt und der kein Unglück etwas anhaben kann. Es ist unzählige Male ausgeraubt worden bis aufs Blut, von Feldherren des alten Rom, von deutschen Kaisern und von Vandalen, ob es nun Ostgoten im Mittelalter oder französische Truppen der Neuzeit unter Napoleon waren. Wie viele von seinen schönsten Kunstschätzen hat nur dieser große Räuber allein entführt. Und doch ist Verona immer wieder aufgestanden und hat sich immer wieder erholt; manchmal als freie Kommune, oft unter dem Schutz mächtigerer Nachbarstädte und wohl auch einmal unter dem Schwert eines kriegerischen Genies, der auch als Mensch und Kunstmäcen groß war, wie der Skaliger Cangrande. Verona strahlt jetzt noch von Kunstschätzen, wenn es auch nicht so bekannt ist wie Venedig und Florenz, jenen üppigeren Städten, denen sowohl der herbe Reiz wie die wuchtige Größe der trübigen abseits lebenden Schwesterstadt fehlt. Mehr als jene ist Verona ein Stück gemeißelter Geschichte aus dem tiefen Altertum bis in die Neuzeit. Und alle seine Bauten und seine finsternen Backsteinpaläste, wie seine kühnen Warttürme, seine wunderbaren romanischen Kirchenbauten, wie sein altes römisches Amphitheater, das sind Reden in Stein, aus denen die Jahrhunderte lauter sprechen als aus biblischen Geschichtswerken.

Die gewaltigsten Geschichtsvorträge aber, während deren ich mich mit melancholischer Heiterkeit an die elenden Lateinstunden auf dem Gymnasium erinnerte, hielten mir die Mauerquadern des römischen Amphitheaters, auf dessen höchster Ringkante ich abends spazieren ging und über die sechzig Stufen hinab in den gewaltigen Nintzater sah. Die Arena von Verona ist noch größer als das römische Kolosseum. Es ist in seinem inneren Bau vollständig erhalten; die gewaltige Auffassungsmauer ist wohl überhaupt nie ganz vollendet worden. Auf den Sitzreihen haben 25 000 Menschen Platz, und am leichtesten kann man sich von der ungeheuren Größe dieses Bauwerks einen Begriff machen, wenn ich sage, daß gerade in diesen Tagen der untere Kreis, also der Platz, auf dem in einem Zirkus die Vorstellungen stattfinden, als Stapel für acht große Luft-

ballons benutzt wurde, die dort mit großen Zwischenräumen, voll gefüllt, standen, bevor das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Aber das war ein Poffenspiel gegen die Gladiatorenkämpfe, die kaiserlichen Schaugespränge und die Volksversammlungen in kritischen Tagen des Römerrreichs, wo eine festlich gekleidete Menge in weißen Togen mit farbigen Besätzen die Leere dieses Steinungeheuers mit brausendem Leben erfüllte; wo die ersten Christen den Märtyrertod erlitten und wo ein unmündiges Volk durch „panem et circenses“ durch Brot und Vergnügen im Zaum gehalten wurde. Noch einmal seit jenen Tagen hat das Amphitheater etwas von dem Glanz früherer Zeiten gesehen, als der große Korse zu seinen Ehren hier Stiergefächte veranstalten ließ und als im Jahre 1886 nach schweren Schlächten Verona aus österreicherischer Herrschaft wieder zu seinem Mutterlande kam und in der Arena ein Siegesfest großen Stils feierte.

Auf den letzten Tag hatte ich mir einen stillen Besuch auf-
gepart.

Draußen vor der Stadt, neben einem großen Platz, auf dem zweimal im Jahre die größten Pferdemärkte Italiens abgehalten werden, liegt eine alte Klosterruine. Man klopft an einer kleinen Pforte, um die sich dunkle Glycinien ranken. Ein freundlicher Pförtner öffnet und führt einen in ein kleines Gärtchen, das durch die leichten Bogen einer feinen Säulenfassade ein feierliches Ansehen bekommt. Hinter den Säulen steht ein aus einem einzigen Stück rötlichen Marmors gehauener, offener Sarkophag von einfacher Form. Poetischer Sinn hat hier an dieses stille traute Plätzchen das Grab von Julia Capulet, der unsterblichen Geliebten von Romeo Montecchi, der noch Shakespeares Drama die beiden Liebenden aus den feindlichen Häusern getraut hat, verlegt.

Ich interessiere mich wenig dafür, ob hier, was einige Forscher bestreiten, die süße Julia wirklich begraben liegt. Der Geist der Liebe, der von diesem Paar wie ein unsterblicher Duft bis in unsere nüchternen Zeit erhalten blieb, weht in diesem kleinen Garten und ergreift die Menschen, ob sie wollen oder nicht. Man braucht dazu kein sentimentaler Jüngling zu sein. Solchen Nächten entzieht sich auch das rauhere Männerherz nicht. Und so greife ich hinein in die dichten Haufen von Visitenkarten und geschriebenen Papierchen, die Menschen aus allen Landen in den Sarkophag der Märtyrerin einer großen Liebe legten. Und ohne Lächeln lese ich die Namen des Herrn Müller, Teilhaber der Seidenfabrik in München-Gladbach, dann der höheren Tochtereschülerin Lina Herzfeld aus Dresden, des Herrn Gardeleutnant Soundso aus Berlin, des Schneiders Schäfte aus Calw in Württemberg und vieler anderer, die hier die Schauer von Romeo und Julias Flammenliebe empfanden.

Und dann zog ich nach einigem Zögern ein Stückchen Papier vor der Tasche und schrieb als Abschied an Verona, seine lebenden Wunderwerke und seine tote Julie: Anton Hendrich, Schriftsteller aus Offenburg in Baden.

Aus der populär-botanischen Literatur.

Mit dem Aufschwung der Anteilnahme an naturwissenschaftlichen Dingen geht eine Völkerverproduktion einher, die sich überstürzt, in der sich vieles wiederholt und deren Abschätzung nicht immer leicht ist. Dem witzbegierigen Laien, den in den Schaufenstern der Buchhändler allerlei Bändchen mit bunten Titelschildern immer wieder reizen, werden daher gegenüber der Fülle der Angebote von Zeit zu Zeit einige Bunte willkommen sein.

„Die Bäume und Sträucher unseres Waldes“ behandelt Otto Feuchtl in einem sowohl textlich wie illustrativ sehr anheimelnd ausgestatteten Bändchen. (Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart. Preis gebunden 1,40 M.) Die Sprache ist klar und die stoffliche Uebersäufung, die so manches der Bändchen ungenießbar macht, ist durch die Beschränkung auf das Wichtigste vermieden. Als eine Ergänzung läßt sich das Buch über „Die Heide“ von W. Wagner betrachten (Verlag Quelle u. Meyer in Leipzig. Preis gebunden 1,80 M.). Bei Berlin spielt die Heide ja keine hervorragende Rolle. Um so größere Beachtung verdient das Buch für die naturfreundigen Anwohner ausgedehnter Heidebestreden. Außer der Pflanzenwelt sind hier auch das Reich der Tiere, die Hünengräber, die Heidhänuden und selbst die menschlichen Bewohner der (speziell Rüneburger) Heide in einer guten, verständlichen Sprache und unterstützt durch zahlreiche Abbildungen behandelt. Wir verlassen Wald und Heide und lassen uns nun von Dr. W. Kölsch „Von Pflanzen zwischen Dorf und Trift“ erzählen (Brandtscher Kosmos-Verlag, Stuttgart. Preis 1 M.). Auch hier eine gute Ausdrucksweise und zum Teil sehr anregende Bilder. Aber Kölsch behandelt biologische Fragen, Rätsel des Pflanzenlebens. Das Interesse für diese Dinge, oder der Wunsch, es sich erwecken zu lassen, muß also bei dem Leser hier vbrausgesetzt werden. Das Blütenleben der Pflanzen und seine Beziehungen zu den Insekten ist Gegenstand des Buches Borgitz „Blütengeheimnisse“ (Verlag W. G. Teubner, Leipzig. Preis geb. 3 M.). In diesem modern ausgestatteten Bande wird die Biologie der Blüten von etwa 25 ziemlich allgemein verbreiteten Pflanzen erläutert und illustriert; die hier besonders unvermeidlichen Fachausdrücke werden in einem Anhang erläutert.

Das Buch ist für Fortgeschrittenere und auch die „Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt“ von Dr. F. Rosen (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis geb. 1,25 M.) ist denen zu empfehlen, die sich nicht mit dem Besiz, allenfalls mit dem Leihen des Wertchens begnügen, sondern selbst beobachten möchten, deren Anteilnahme an der Pflanzenwelt als schon über das durchschnittliche Maß hinausgeht. Das zuletzt genannte, reich illustrierte Bändchen berücksichtigt übrigens auch die niedersten Organismen und beginnt mit ihnen. Die Biologie der Alpenpflanzen nimmt in dem Bändchen „Die Natur in den Alpen“ von R. S. Francé (Verlag Theodor Thomas, Leipzig, Preis 1 M.) nach einer Schilderung der Verwitterungserscheinungen und Landschaften den größten Raum ein. Man braucht dem Verfasser, der auch den Pflanzen ein „zweidmähiges Handeln“ zuspricht, auf diesem Gebiete nicht zu folgen und wird sich doch gern von ihm erzählen lassen, wie sie über der Baumgrenze im Kampfe gegen Sturm, Schnee und Kälte ihr Dasein fristen und selbst im Winter an besonnten Felswänden Blüten entfalten. Die Abbildungen sind durchweg nach der Natur entworfene oder photographierte Originale. Bei dem verhältnismäßig geringen Umfange der meisten dieser Bändchen liegt ihr Schwerpunkt nicht zum kleinsten Teile in der größeren oder geringeren Güte des Abbildungsmaterials. Ein gutes Bild kann eine ganze Reihe von Textseiten ersetzen. — Wer schon ein gut Teil Pflanzen kennt, ein wenig mit den üblichsten botanischen Ausdrücken Bekanntschaft weiß und die Flora seines Bezirkes genauer kennen lernen will, dem kann Schmeil u. Fritschens „Flora von Deutschland“ (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig, Preis geb. 3,80 M.) zur Anschaffung angeraten werden wegen ihrer Handlichkeit und Zuverlässigkeit. Kommt es auf einige Mark mehr nicht an, so muß die jüngst erschienene Neuauflage der „Illustrierten Flora von Nord- und Mitteldeutschland“ von Prof. Dr. Potonié (Verlag Gustav Fischer in Jena, Preis des Textbandes geb. 4 M., des Atlasbandes 3 M.) an die Spitze gestellt werden. Der Atlas enthält nicht weniger als 1500 Arten in Abbildungen, die das Erkennen der Pflanzen in bisher kaum gekannter Weise dem Anfänger erleichtern. Dabei sind auch die Volksnamen berücksichtigt und Hinweise auf die Lebensweise der Pflanzen gegeben, denn das bloße „Nennen“ einer Pflanze macht noch keinen Botaniker. Schließlich sei auf zwei Werken hingewiesen, die sich ausschließlich mit den „niedereren“ Pflanzen beschäftigen. Die „Allgemeine Pilzkunde“ von Prof. Rigula (Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart, Pr. geb. 1,40 M.) gibt aus der Feder dieses bekannten Pilzforschers eine gute Uebersicht über die vielgestaltigen Abteilungen des Pilzreiches, mit Ausschluß der Bakterien, während Dr. R. Timm in seinen „Niedereren Pflanzen“ (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig, Pr. geb. 1,80 M.) auch diese Gebilde, ferner die Farne, Algen, Flechten und am ausführlichsten die Moose bespricht. Besonders bei Timm ist die durch gute Vergleiche geförderte Verständlichkeit des Ausdrucks zu loben. Es muß aber bemerkt werden, daß nur der Besizer eines wenn auch kleinen Mikroskopes mit Verständnis und Vorteil den Ausführungen über niedere Organismen folgen kann, seien sie auch noch so populär geschrieben und noch so vorzüglich illustriert. Glücklicherweise kann man heute schon zu verhältnismäßig billigem Preise sehr brauchbare Mikroskope erlangen.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Eine große Ansiedlung der jüngeren Bronzezeit ist ganz in der Nähe von Berlin, auf dem Baugelände der neuen Irenanstalt in Buch, entdeckt worden! Diese Tatsache wurde am letzten Freitag vom Leiter der Ausgrabungen, Dr. A. Kiehebusch, den Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft vordemonstriert. Die Fundstätten liegen eine kleine Strecke westlich vom Bahnhof am Weg nach Schönlinde. Beim Ausgraben wurde man zufällig darauf aufmerksam, daß nach Entfernern der Humusdecke eine große Menge von geschwärzten Stellen zum Vorschein kam, die vom gelbweißen Sande so lebhaft abstachen, daß sie auch auf photographischen Aufnahmen aufs deutlichste zu erkennen waren. Man ging nun mit kleinen Gräben in die Tiefe, um Profilansichten zu gewinnen, und hob vorsichtig Schicht für Schicht ab. Es ergab sich bald, daß die schwarzen Stellen Pfostenlöcher waren. Die Hölzer, die in ihnen ehemals gestanden hatten, waren verkohlt; doch nicht allerorten so stark, daß sich nicht auch beträchtliche, nur braun verfärbte Holzreste gefunden hätten, die ohne weiteres als solche erkennbar sind. Eiche und Kiefer scheint in der Hauptsache verwendet worden zu sein; doch steht die genauere Untersuchung der Holzfasern noch aus. In fast allen Fällen war es nun verhältnismäßig leicht, aus der Stellung der Pfosten die Grundrisse der Häuser zu rekonstruieren. 70 Grundrisse sind bis jetzt aufgedeckt, die zum Teil in engster Nachbarschaft nebeneinander liegen. Jeder Grundriß ist ein Viereck, auf der Vorderseite noch einmal geteilt, so daß die Häuser also aus Hauptraum und Vorhalle bestanden. Die Wände waren entweder blockhausartig aus einander verzapften Hölzern aufgeführt, oder die Pfosten waren durch Flechtwerk und kleinere Rundhölzer von Finger- bis Armstärke mit einander verbunden

und dann mit Lehm verschmiert. Diese Art von vorgefächlichem Rahmputz läßt sich an den noch vorhandenen Lehmzapfen erkennen, die alle Eindrücke aufs deutlichste erhalten zeigen. Die Grundfläche der Häuser faßt etwa 20—30 Quadratmeter. An den Außenseiten befinden sich Begleitpfosten, die einen Laufgang abgeschlossen haben mögen, der allerdings für einen Aufenthalt von Menschen zu schmal gewesen sein muß und vielleicht zum Aufstapeln von Holz oder sonstigen Vorräten gedient hat. Ein Mittelpfosten diente wohl hauptsächlich zur Stütze des Daches. Noch weiter außen befindliche Löcher lassen sich stellenweise als Palisadenzaun ansprechen. Von großem Interesse ist natürlich in jedem Hause die Herdstelle. Sie markiert sich im Profilanschnitt sofort durch die auffallend tiefgehende und massige Schwärzung des Erdbodens gegenüber den einfachen Pfostenlöchern. Der Herd liegt an unregelmäßiger Stelle im Innern des Grundrisses und ist aus Steinen oder Lehm geschichtet. Eine Anzahl schöner Muster hiervon ist im Gelände aufgedeckt. Mehrere Mal fand sich ein großer Topf in die Erde eingelassen; möglicherweise diente dieser jener primitiven Art von Kocherei, bei der erhitzte Steine in die zu kochende Flüssigkeit hineingeworfen werden; es kann sich dabei aber auch um eine Vorratskammer oder einen kleinen Kühlkeller handeln. Von Bronzegeräten war am Tage der Besichtigung zum ersten Male etwas gefunden worden, nämlich eine Gewandnadel. Dagegen war bereits früher ans Tageslicht befördert ein zertrümmertes Schädeldach, das Prof. H. Virchow zur näheren Untersuchung mitnahm, und ein Haufen von Tonscherben und Geräten aus Hirschgeweih. Bemerkenswert ist hier von besonders eine schöne Hirschgeweih-Haue mit viereckiger Durchbohrung zur Befestigung des Stils und durch den Gebrauch abgeschliffener Spitze; es ist ein Musterstück für den neuerdings angenommenen Hackbau, der in der primitiven Feldbearbeitung dem Gebrauch des Pfluges voranging. Ein unfertiger Hirschhornhammer weist die Spuren einer beginnenden Durchbohrung auf. Ein anderes Stück muß als Seitenstange einer Kanbare gedeutet werden. Von 10 Dedeln zu Tongefäßen sind 3 ziemlich wohl erhalten. Ferner sind da allerhand Scherben von Tassen und eine hohle Tierfigur. In einem Teil der Ansiedlung, wo eine Anzahl von Häusern dicht gedrängt in einer Reihe nebeneinander liegt, befindet sich an deren Ende auch ein größerer Grundriß, der nicht einen, sondern ausnahmsweise mehrere Steinherde enthält. Der Ort der Ansiedlung (nach Ansicht des Referenten) ein Zusammenhang zwischen Ansiedlung und Panke bestanden haben; letztere ist ehemals vielleicht breiter gewesen oder hat inzwischen ihr Bett etwas verlegt. Gleichfalls bei Buch, aber an anderer Stelle, ist übrigens ein Gräberfeld aus der jüngeren Bronzezeit angeschnitten worden, das nach Beendigung der jetzigen Ausgrabungen in Angriff genommen werden soll. Es wird sich dann zeigen, ob es zu dieser Ansiedlung Beziehungen haben kann oder nicht. Ein kleiner Ausflug nach Buch ist recht zu empfehlen, da die Gegend landschaftlich reizvoll ist. Der Park, der von der Panke in sanften Bogenwindungen durchflossen wird, steht augenblicklich im Frühlingsschmuck, und auch die Vestliner Institute, besonders die Alte-Lente-Stadt, sind der Besichtigung wert. Beim Betreten des offen daliegenden Ausgrabungsgeländes ist natürlich die größte Schonung vonnöten. Die Stellen der noch nicht freigelegten Pfostenlöcher sind durch vorläufige Einstecken von kleinen Stäben markiert.

Meteorologisches.

Unser Wetter und die Sonnenflecken. Daß die Erde mit allem, was auf ihr lebt und sich bewegt, in Abhängigkeit von der Sonne steht, ist eine triviale Tatsache. Spricht man doch allgemein von der Sonne als dem Muttergestirn der Erde. Und zwar ist die Sonne die Mutter der Erde nicht nur unter der Voraussetzung, daß unser Planet aus ihrem Leib hervorgegangen ist — eine Annahme, die neuerdings von einigen Gelehrten bestritten wird —, sondern auch in der Hinsicht, daß die Erde dauernd den Quell alles Lebens durch die Sonnenstrahlen empfängt. Ob nun aber dieser Zusammenhang ein so nahez ist, daß jede größere Störung des Sonnenkörpers auch eine Veränderung im Zustand der Erde hervorbringt, bedarf noch des sicheren Beweises. Hauptbedingung hat man derartige Einflüsse der Sonne nicht nur auf das Luftmeer, das die Erde umgibt, sondern auch auf die vermeintlich feurig flüssigen Massen des Erdinneren. Da nun die Sonnenflecken der auffälligste Ausdruck der Störung in den oberflächenschichten der Sonnenmasse sind, so hat man zwischen ihrem Auftreten und dem von schweren Stürmen, heftigen Niederschlägen und auch von Vulkanausbrüchen und Erdbeben Zusammenhänge gesucht. Wahrscheinlich ist dieser Zusammenhang ein wenig übertrieben worden, und ohne Zweifel ist das der Fall gewesen mit solchen Berechnungen, wie sie in Amerika zwischen der Periode der Sonnenflecken und der Zunahme der Selbstmorde oder gar den Schwankungen der Börsenkurse angestellt worden sind. Auf besserem Boden stehen die Untersuchungen, die jetzt von Dr. Humphreys vor der Philosophischen Gesellschaft in Washington vorgetragen worden sind. Danach scheint eine Zunahme der Sonnenflecken ein erhebliches Sinken der Temperatur im Luftmeer der Erde zu bedingen. Dieser Einfluß tritt aber deshalb nicht immer merklich in Erscheinung, weil seine Wirkung noch von anderen Verhältnissen wie von der Verteilung des Luftdrucks, dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft und anderem abhängig ist.